

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 112 (1992)

Artikel: Das Tell-Fest im Zürcher Unterland : ein Beispiel für Gottfried Kellers epische Landschaftsmalerei
Autor: Naumann, Helmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Tell-Fest im Zürcher Unterland

Ein Beispiel für Gottfried Kellers epische Landschaftsmalerei

In Gottfried Kellers autobiographischem Roman *Der grüne Heinrich* bildet den Höhepunkt der Jugendgeschichte eine breit angelegte und anschaulich erzählte Episode, die ihres besonderen Charakters wegen schon oft die Aufmerksamkeit der Leser erregt hat. Es ist das die im achten Kapitel des zweiten Bandes (nach der Zählung der ersten Fassung) eingefügte Darstellung eines ländlichen Volksfestes, das in der Nachbarschaft von Heinrich Lees Heimatdorf von mehreren Gemeinden ausgerichtet wird und älteres Fastnachtsbrauchtum durch etwas Neues ablöst, nämlich die an verschiedenen Schauplätzen der Naturbühne in Szene gesetzte Aufführung des Schillerschen *Wilhelm Tell*¹.

Einige Wochen nach Neujahr, als ich eben den Frühling herbeiwünschte, erhielt ich vom Dorfe aus die Kunde, daß mehrere Ortschaften jener Gegend sich verbunden hätten, dieses Jahr zusammen die Fastnachtsbelustigungen durch eine großartige dramatische Schaustellung zu verherrlichen. Die ehemalige katholische Faschingslust hat sich nämlich als allgemeine Frühlingsfeier bei uns erhalten, und seit einer Reihe von Jahren haben sich die derben Volksmummereien nach und nach in vaterländische Aufführungen unter freiem Himmel verwandelt, an welchen erst nur die reifere Jugend, dann aber auch fröhliche Männer

¹ Gottfried Keller, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Jonas Fränkel (= SW), Band XVII, Erlenbach-Zürich und München: Rentsch 1926, S. 229–307, dort S. 229f.; Gottfried Keller, *Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe I. II. III.*, hrsg. von Clemens Heselhaus (= Heselhaus), München: Hanser 1958, 3. Aufl. 1969, Band I S. 335–387, dort S. 335f.; Gottfried Keller, *Der Grüne Heinrich*: Erste Fassung (Insel-Taschenbuch 335 [= IT]), Frankfurt: Insel 1978, Teil I S. 379–436, dort S. 379f.

teilnahmen; bald wurde eine Schweizerschlacht dargestellt, bald eine Handlung aus dem Leben berühmter Schweizerhelden, und nach dem Maßstabe der Bildung und des Wohlstandes einer Gegend wurden solche Aufzüge mit mehr oder weniger Ernst und Aufwand vorbereitet und ausgeführt. Einige Ortschaften waren schon berühmt und jedesmal stark besucht durch dieselben, andere suchten es zu werden. Mein Heimatdorf war nebst ein paar anderen Dörfern von einem benachbarten Marktflecken eingeladen worden zu einer großen Darstellung des Wilhelm Tell, und infolge dessen war ich wieder durch meine Verwandten aufgefordert worden, hinauszukommen und an den Vorbereitungen teil zu nehmen, da man mir manche Einsicht und Fertigkeit besonders als Maler zutraute, umso mehr als unser Dorf in einer fast ausschließlichen Bauerngegend lag und in solchen Dingen wenig Gewandtheit besaß. (...)

Man legte der Aufführung Schillers Tell zu Grunde, welcher in einer Volksschulausgabe vielfach vorhanden war und welchem nur die Liebesepisode zwischen Berta von Brunneck und Ulrich von Rudenz fehlte.

Die anschließende Erzählung vom Tell-Spiel ist eine von vier Stellen im Werke Kellers, an denen der schweizerische Nationalheld erwähnt wird. Dem 1854 erscheinenden Roman ging 1846 ein *Vaterländischer Schwank*² voraus; ihm folgen das 1851 erschienene Sonett *Die Tellenschüsse*³ und der Aufsatz *Am Mythenstein*⁴ von 1860. Über das Bild, das der Dichter einerseits von Wilhelm Tell und andererseits von der Gestaltung der Figur durch Schiller hatte, sagt das Roman-Kapitel am meisten aus. An ihm hat die Forschung bisher vor allem interessiert, wodurch Keller dazu angeregt worden ist oder sein könnte.

² *Vaterländischer Schwank* SW XX 106ff.; Emil Ermatinger, *Gottfried Kellers Leben*, 8. Auflage Zürich: Artemis 1950, S. 243f. Das Fragment scheint – nach Ermatinger – «der Anfang eines Stückes zu sein. Die Bühne ist der Marktplatz einer alten Schweizerstadt (...)». Die sechs barmherzigen Brüder treten auf und erinnern an den *Wilhelm Tell*, ebenso die beiden auf der Bühne aufgerichteten Stangen mit Hüten darauf: einem Jesuitenhut und einer Schlafmütze. In diesem Schwank ist ein früher – persiflierender – Entwurf des Tell-Dramas angelegt und auf die eidgenössische Gegenwart von 1846 bezogen.

³ *Die Tellenschüsse* SW XIV, 81. Das Gedicht gehörte zur Gruppe «Sonette 1847», die 1851 in der Ausgabe *Neuere Gedichte* erschien, aber in der zweiten Ausgabe 1854 ausgelassen wurde. (Vgl. Klaus Jeziorkowski [Hrsg.], *Dichter über ihre Dichtungen: Gottfried Keller*, München: Heimeran 1969 S. 248 Anm. 30)

⁴ *Am Mythenstein*, SW Bd. XXII hrsg. von Carl Helbling, Bern: Benteli 1948, S. 121–157

Für Ermatinger⁵ liegt «der entscheidende Wirklichkeitskeim» in der Aufführung von *Wallensteins Lager* am zürcherischen Sechseläuten von 1843, die Keller nach Ausweis eines Briefes beeindruckt hat. Müller-Guggenbühl⁶ weist daneben auf Tell-Aufführungen in der Schweiz hin, die «hie und da in der von Keller beschriebenen Weise» ausgestaltet waren, so in Zurzach und in Küßnacht am Rigi. Das Spiel in Küßnacht fand 1828 mit solchem Erfolg statt, daß es in späteren Jahren wiederholt und in anderen Landesgegenden nachgespielt wurde⁷. Schon 1820 war im Waadtländer Dorf Premier eine Tell-Aufführung vorausgegangen, von der ein Augenzeuge berichtete⁸: «Bühne ist der ganze Platz, ja das ganze Dorf geworden.»

Neben der Frage nach dem Vorbild Kellers gilt die Aufmerksamkeit dem «totalen» Theater in seiner Erzählung, in dem «Dichtung und Wahrheit einander auf natürlichste Weise» ablösen⁹. Laufhütte erblickt darin ein «Gesamtkunstwerk», bei dem Heinrich Lee «Mitwirkender und distanzierter Beobachter zugleich» ist¹⁰. Müller-Guggenbühl betont das «Ineinandergreifen von Vergangenheit und Gegenwart» und die Tatsache, daß sich Keller «nicht mit Tells Person, sondern mit dem Tell-Mythos» auseinandersetzt. Es gehe in diesem Fastnachtsspiel darum, «die nationale Idee zu symbolisieren. (...) Der Dichter sieht in Wilhelm Tell ein Symbol für den guten Geist des Landes»¹¹. Weniger gefragt hat man bisher nach der Bühne, auf der dieses Schauspiel vor sich geht. Für Ermatinger ist in der Schilderung Kellers Phantasie am Werke¹²:

Der allgemeine Charakter der zürcherischen Rheingegend ist mit erstaunlicher Anschaulichkeit wiedergegeben; man mag sogar einzelne Gegenden erkennen, wie die Buchhalde mit ihren Nagelfluhfelsen. Aber die Heidenstube ist nicht am Unterlaufe der Glatt, zwischen Glattfelden und dem Rhein, wohin

⁵ Ermatinger a.a. O. S. 292f.

⁶ Fritz Müller-Guggenbühl, *Die Gestalt Wilhelm Tells in der modernen schweizerischen Dichtung*, Diss. Zürich 1950, S. 25

⁷ Lilly Stunzi, *Tell. Werden und Wandern eines Mythos*, Bern und Stuttgart: Hallwag 1973, S. 161

⁸ ebd. S. 180

⁹ ebd. S. 200

¹⁰ Hartmut Laufhütte, *Wirklichkeit und Kunst in Gottfried Kellers Roman «Der Grüne Heinrich»*, Bonn: Bouvier 1969, S. 155

¹¹ Müller-Guggenbühl a.a.O. S. 26–29

¹² Ermatinger a.a. O. S. 292

Keller sie verlegt, und der Weg, den Anna und Heinrich am Fastnachtsfeste zurücklegen, stimmt nicht zu den wirklichen geographischen Verhältnissen.

Man nimmt die Landschaft, in der jenes «totale Theater» spielt und die bei dem Gesamtkunstwerk mitwirkt, seitdem fraglos hin und hält sie stillschweigend für eine Phantasielandschaft; für sie gilt, was Müller-Guggenbühl von den sonstigen Einzelheiten des Tell-Festes meint¹³:

Wahrscheinlich hat Keller von diesen Aufführungen (scil. in Zurzach und Küßnacht) gehört. Die vielen, liebevoll geschriebenen Einzelheiten aber, die er gibt, sind sicher erfunden. Der Einfluß jener Sechseläutenepisode mag diese Erfindungen beeinflußt haben.

¹³ Müller-Guggenbühl a.a. O. S. 25. – Vor ihm hatte Fritz Hunziker (*Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich*, Diss. Zürich 1911, S. 65) den Schauplatz des Spiels in Kaiserstuhl gesucht: «Das alles läßt es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit erscheinen, daß der Dichter bei diesen Szenen Kaiserstuhl und etwaige dortige Fastnachtserinnerungen vor Augen gehabt hat; sicher eher Kaiserstuhl als Eglisau.» – Jutta Strubbelt (*Die Feste bei Gottfried Keller. Ihr Wesen und ihre Bedeutung für die Dichtung*, Diss. Rostock [Masch.-Schr.] 1954, dort S. 306–327) betont die Rolle der Natur beim Tell-Fest im *Grünen Heinrich*: «Die Landschaft wird bei diesem Fastnachtsfest weitgehend mit der Festhandlung verflochten.» Zur Lokalisierung sagt sie: «Das Fastnachtsfest spielt sich im Umkreis von Heinrichs Heimatort ab.» Die einzelnen Schauplätze, die Brücke, der Marktplatz des Städtchens, auch «die Lage einer neuen Landstraße» werden nur kurz erwähnt; erst die Heidenstube findet größere Beachtung, ohne daß zu ihrer Lage etwas gesagt würde (ebd. S. 317–321): «Alle diese Ereignisse werden wesentlich durch das Einwirken der Natur mitbestimmt. (...) Die Natur – so kann man fast sagen – wird zur Schicksalslandschaft, besonders die 'Heidenstube', die in dem Roman des öfteren eine bedeutende Rolle spielt.» «Durch das Geschehen an der 'Heidenstube' erreicht das Verhältnis zwischen Anna und Heinrich seinen Höhepunkt.» Für den Realismus in Kellers Landschaftsschilderung gibt das alles nichts her. – Ingeborg Weber-Kellermann (Volkstheater und Nationalfestspiel bei Gottfried Keller, *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* 3, 1957, 145–168; dort S. 156) begnügt sich mit unverbindlichen Gemeinplätzen: «Von der Bühne in die freie Landschaft verlegt, nährt sich das Schauspiel dauernd aus den Quellen des umgebenden natürlichen Volkslebens. (...) Die verschiedenen Schauplätze der dramatischen Handlung werden von der Szenerie der zusammenwirkenden Ortschaften selbst gebildet.» – Bei Otto Luterbacher (*Die Landschaft in Gottfried Kellers Prosawerken*, Tübingen: Mohr 1911) ist zur hier untersuchten Frage nichts zu finden; der Verfasser will «nicht einzelne Motive, sondern bloß allgemeine Eigentümlichkeiten» besprechen (ebd. S. V). Er erwähnt «die unvergleichliche Abendlandschaft» (Kap. XVI im zweiten Band der zweiten Fassung) zwar wiederholt (so S. 22, 48, 57 [«zu ganzen Folgen von Stimmungsbildern»], 75), doch gilt sein Augenmerk ausschließlich dem Naturgefühl des Dichters.

Von dem Maler und Zeichner Keller sind Phantasielandschaften bekannt, so eine «Mittelalterliche Stadt», eine «Ossianische Landschaft», eine «Ruine mit Agaven», die er nie gesehen haben dürfte. Daneben hat er aber auch realistische Zeichnungen angefertigt, in der Art, wie sein Oheim es von ihm forderte¹⁴. So hat er in Zürich eine Partie «An der Sihl» festgehalten, in Glattfelden ein Straßenstück mit dem Scheuchzerhaus, in Kaiserstuhl den alten Turm und bei Bülach die Teufelsbrücke skizziert. Die Frage, wie man malen solle, ob romantisch-phantastisch oder realistisch-sachgetreu, wurde schließlich zum Hauptproblem des künstlerischen Werdegangs Heinrich Lees; sie ist ein Motiv, das diesen Künstlerroman (oder «Anti-Künstler-Roman»¹⁵) durchzieht.

In Anbetracht dieser Thematik und wenn man bedenkt, daß der *Grüne Heinrich* in seiner ersten Fassung zu den frühesten Werken der deutschen Literatur gehört, in denen sich die neue Epoche des Realismus ankündigt und bezeugt, ist die Frage von Belang, ob Kellers Darstellung der Landschaft im achten Kapitel des zweiten Bandes wirklich bloß erfunden oder realistisch wiedergegeben ist. Ist die Szenerie des Tell-Spiels seiner dichterischen Phantasie entsprungen, oder ist der Erzähler hier Realist, der Gesehenes wiedergibt? Für die erste Annahme läßt sich anführen, daß Keller in diesem Kapitel keinen Ortsnamen nennt, obwohl von einem Marktflecken, einem Städtchen, verschiedenen Dörfern und einem Fluß die Rede ist. Der Erzähler hat offenbar auf die eindeutige Lokalisierung des Geschehens mit Absicht verzichtet. Trotzdem stoßen dann einzelne Sätze durch die verhüllende Unbestimmtheit hindurch und nennen geographisch faßbare Einzelheiten¹⁶:

Der Weg war noch halb feucht und doch fest, rechts unter uns zog der Fluß, wir sahen seine glänzende Länge hinauf, jenseits erhob sich das steile Ufer mit dunklem Walde und darüber hin sahen wir über viele Höhenzüge weg im Nordosten ein paar schwäbische Berge, einsame Pyramiden, in unendlicher Stille und Ferne. Im Südwesten lagen die Alpen weit herum, (...)

Die pyramidengleichen schwäbischen Berge in der Ferne sind die Vulkane des Hegaus; wenn ihre Lage im Nordosten, die der Alpen im Süd-

¹⁴ Man darf wohl die Erzählung im fünften Kapitel des zweiten Bandes als autobiographisches Zeugnis werten (Heselhaus S. 267f.; IT/I, S. 303f.).

¹⁵ Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der Deutschen Literatur. Philosophie und Politik 1750–1945 I. II.*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985, Band II S. 113

¹⁶ SW XVII, 273f.; Heselhaus S. 365; IT/I, S. 411f.

westen angegeben wird, dann ist mit dieser Kennzeichnung ein ziemlich genau bestimmter Aussichtspunkt am Steilufer eines Flusses gemeint: Das ist keine Phantasielandschaft.

Keller hat an dieser Stelle eine Landschaft vor Augen gehabt, die es tatsächlich gibt; das gilt wahrscheinlich für das ganze achte Kapitel. Wenn dem so ist, dann ist die Frage berechtigt, ob sich dieser Schauplatz topographisch genauer bestimmen läßt. Dazu müßte vor allem der wiederholt genannte Fluß verhelfen, der in der Erzählung vom Tell-Fest an mehreren Stellen von Bedeutung ist. Man muß zunächst einmal zusammenstellen, was über diesen Fluß zu erfahren ist.

Da, wo Keller ihn zum ersten Male erwähnt, nennt er ihn «einen grossen Fluß», über den eine neue Brücke führt¹⁷. Auf dieser Brücke amtiert ein Zolleinnehmer, und hinter dieser Brücke liegt dann der «Marktflecken, welcher für heute unser Altdorf war»¹⁸ und der im nächsten Satz «das winzige Städtchen» genannt wird. Nur dieser große Fluß kann auch mit «dem breiten Strom» gemeint sein, an dem eine schöne Wiese das Grütli dieser Tell-Aufführung bildet¹⁹. Er ist auch jener Fluß, den Heinrich Lee und Anna bei ihrem Ritt rechts unter sich sehen; sein steiles Ufer ist mit dunklem Walde bewachsen²⁰. Auf diesen Fluß zu jagen sie «allmählig bergab»²¹, über ihn fahren sie dann mit einer Fähre²².

Dieser Fluß oder Strom muß ein anderes Gewässer sein als das «Flüßchen», das in der Nähe ihres Heimatdorfes den schmalen Pfad beeinträchtigt²³ und dessen Wasser sie in der Tiefe glänzen sehen²⁴, als

¹⁷ SW XVII, 240 Zeile 7f.; Heselhaus S. 343.6; IT/I S. 387.9. – In der zweiten Fassung des Romans ist aus dem unbestimmten Artikel, der etwas Unbekanntes in die Erzählung neu einführt, der bestimmte geworden, der die Sache als bekannt voraussetzt: «über den großen Fluß». (Gottfried Keller, *Der Grüne Heinrich*. Zweite Fassung Goldmann Klassiker Band KL 239 München: Goldmann o.J. [= GKL] S. 226.26)

¹⁸ SW XVII, 242.6f.; Heselhaus S. 344.16f.; IT/I S. 388.24

¹⁹ SW XVII, 246.26; Heselhaus S. 347.20f.; IT/I S. 392.3f. Die zweite Fassung macht aus dem *Grütli* das *Rütli* und aus dem breiten *Strom* den breiten *Fluß* (GKL S. 230.12–15).

²⁰ SW XVII, 274.2; Heselhaus S. 365.22f.; IT/I S. 411.33–36

²¹ SW XVII, 274.18; Heselhaus S. 365.36; IT/I S. 412.13f.

²² SW XVII, 274.20; Heselhaus S. 366.2; IT/I S. 412.15

²³ SW XVII, 280.27; Heselhaus S. 370.7; IT/I S. 416.35f.

²⁴ SW XVII, 276.1f.; Heselhaus S. 366.,33; IT/I S. 413.14f.

sie nach dem Übersetzen mit der Fähre eine Höhe überquert haben und sich dann «auf die andere Seite hinabwenden». Er ist aber offenbar jener Fluß, den die neue Straße überqueren muß, «welche von der Hauptstadt her durch diese Gegend an die Grenze geführt werden sollte»²⁵. Wenn sich der Tell-Darsteller und der Holzhändler über zwei mögliche Trassenführungen streiten, heißt es von der einen, sie gehe «mehr grad und eben über den Fluß, allein hier war (...) ein Brückenbau notwendig»²⁶..

Es ist eine Reihe von recht präzisen Angaben über den namenlosen Fluß, die der Erzähler einfließen läßt; sie reicht aus, ihn zu bestimmen, vor allem, wenn man noch den Ausgangspunkt bedenkt, von dem aus Heinrich Lee seinen Ausritt unternimmt. Das «Heimatsdorf»²⁷ Heinrichs im Roman ist nichts anderes als Gottfried Kellers Geburtsort Glattfelden; in dessen Umkreis sind die «paar anderen Dörfer» zu suchen, die «von einem benachbarten Marktflecken» zu jener Tell-Aufführung eingeladen worden sind. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß in Glattfeldens Nähe überhaupt nur ein großer Fluß und breiter Strom in Betracht kommt: Das ist der Rhein in der Nähe des Brückenstädtchens Eglisau. Die Glatt und die Töb kann man allenfalls als Flößchen bezeichnen; die Thur und die Aare als größere Gewässer liegen schon zu weit ab. Übrigens treffen alle sonstigen Hinweise genau auf den Rhein zu, nicht auf die anderen Flüsse.

Das Tell-Fest, von dem Keller erzählt, läßt sich also in einer sehr deutlich vorgestellten Landschaft lokalisieren. Der «Marktflecken, welcher für heute unser Altdorf war», ist Eglisau am Hochrhein²⁸. Alle von Keller geschilderten Szenen fügen sich bruchlos in das Land um Eglisau ein; allerdings muß der heutige Leser in Gedanken die schweren Eingriffe in Landschaft und Stadtbild rückgängig machen, die seit Kellers Zeit diesen Landstrich betroffen haben²⁹. Die wichtigsten seien genannt:

²⁵ SW XVII, 254.21–23; Heselhaus S. 352.29–31; IT/I S. 397.30–32

²⁶ SW XVII, 255.1–3; Heselhaus S. 352.36–353.2; IT/I S. 398.2–4

²⁷ SW XVII, 229.18; Heselhaus S. 336.10; IT/I S. 379.17

²⁸ Damit soll nicht behauptet werden, diese Aufführung habe jemals tatsächlich in Eglisau stattgefunden. Sie ist wohl ein Kind der liebevollen Phantasie des Dichters und in das Land hineingeträumt. In seiner Erzählung ist die realistische Landschaftsdarstellung mit dem romantischen Traum untrennbar verschmolzen.

²⁹ Wenn man den sechzehnjährigen Heinrich Lee als gleichaltrig mit dem 1819 geborenen Gottfried Keller denkt, muß man den Zustand von 1835 rekonstruieren.



Abbildung 1:
Ausschnitt aus der Landeskarte mit Eglisau und Glattfelden
 Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom
 18. 6. 1991.



Abbildung 2:
Stadtansicht von Eglisau. Stich von Matthäus Merian.

1) 1840 ist das alte Schloß mit dem Zollhaus auf der Südseite der 1810 errichteten «neuen» Rheinbrücke abgetragen worden³⁰.

2) 1858 hat man das «Obertor» im Westen der Stadt, eines von drei Toren, abgebrochen³¹.

3) 1894–1897 ist unterhalb Eglisau der Eisenbahnviadukt gebaut worden, der die Bahnverbindung nach Schaffhausen ermöglicht und damit den Straßenverkehr um seine alte Bedeutung gebracht hat³².

4) 1914–1919 ist bei Rheinsfelden unterhalb Eglisau ein Kraftwerk errichtet und dadurch der Rhein gestaut worden. Bei Eglisau stieg der Wasserspiegel um acht Meter, so daß die Ortsteile Rheingasse, Burg und Oberriet aufgegeben werden mußten. Die 1810 gebaute Holzbrücke wurde abgebrochen und durch eine Steinbrücke westlich der Stadt ersetzt, wodurch sich die Verkehrssituation innerhalb Eglisau völlig verändert hat: Es gibt seitdem keinen überörtlichen Durchgangsverkehr mehr³³.

5) 1958 ist in der oberen Häuserreihe anstelle des alten Schneebeli-Hauses ein neues Gemeindehaus errichtet worden³⁴. Es hat in der Funktion das alte Rathaus abgelöst, das einst «Hof» genannt wurde und in der nordöstlichen Ecke der Stadt stand.

Wenn man sich den Zustand vor diesen weitreichenden Veränderungen vor Augen hält, gleicht er mehr dem Stadtbild, das Merians *Topographia Helvetiae*³⁵ für 1642 und 1654 bezeugt, als dem heutigen. Dieser untergegangene Zustand, der dem Fortschritt der beiden letzten Jahrhunderte geopfert worden ist, war die Szenerie des Tell-Festes, wie es Keller vor Augen stand, und der hineingeflochtenen Handlung um Heinrich und Anna.

³⁰ Hermann Brassel, *Eglisau* (Schweizer Heimatbücher 129), Bern: Haupt 1966, S. 15f. Christian Renfer, *Eglisau* ZH (Schweizerische Kunstführer Serie 39, Nr. 389/390), Bern 1986

³¹ Brassel a.a. O. S. 12

³² ebd. S. 16

³³ ebd. S. 18 und 36

³⁴ ebd. S. 21 und 12

³⁵ Matthäus Merian, *Topographia Helvetiae; Rhaetiae et Valesiae*, Frankfurt: Merian 1642, 2. Aufl. 1654 (Neue Ausgabe hrsg. von Lucas Heinrich Wüthrich, Kassel und Basel: Bärenreiter 1960), Tafel nach S. 20. Dazu Renfer a.a. O. S. 9–11, dort auch der Stadtplan von ugf. 1830 nach Denzler (S. 3), die Wildkarte von ugf. 1850 (S. 2), die Stadtansicht Merians von 1642 (S. 4) und zwei Stadtansichten von ugf. 1830 und 1850 (S. 8 und 9).

Nicht nur topographisch, auch politisch läßt Kellers Erzählung ältere Zustände erkennen; denn daß der benachbarte Marktflecken Eglisau Heinrichs Heimatdorf Glattfelden «nebst ein paar anderen Dörfern» zu einem gemeinsamen Fest einlädt, hat zum Hintergrund die Erinnerung daran, daß Glattfelden bis 1798 zur Herrschaft Eglisau, einer Zürcher Landvogtei, gehört hatte, die südlich des Rheines noch Seglingen und Töbriedern, nördlich des Rheines auf dem Rafzerfeld die Dörfer Wasterkingen, Hüntwangen, Wil und Rafz umfaßte³⁶.

Trotz dieser den Strom übergreifenden Herrschaftsgrenzen war Eglisau bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein Zollstelle³⁷; der Disput des Tell-Darstellers mit dem Zolleinnehmer spiegelt also einen Zustand, den Gottfried Keller noch gekannt hat. Wenn Wilhelm Tell in dieser Szene in eigener Verantwortung den verhaßten Schlagbaum aufhebt und den Zöllner beiseite schiebt, dann handelt er in Kellers Augen als Vertreter einer neuen Zeit, die alte Schranken wegräumt, wie es in Eglisau dann am 1. Februar 1850 geschah.

Nach alledem trifft es nicht zu, daß der Dichter die Landschaft, die ihm als Schauplatz seines Tell-Festes vor Augen stand, nicht genannt und vor dem Leser verhüllt habe; sie ist für den Kenner der dortigen Verhältnisse deutlich zu erkennen auch ohne ausdrücklich angegebene Ortsnamen. An einer Stelle hat sich sogar die Bezeichnung eines geographischen Punktes in seine Schilderung eingeschlichen, eine Bezeichnung, die noch heute die Landeskarte der Schweiz ausweist³⁸. Als Heinrich Lee mit seinen Verwandten vom Heimatdorfe zum Tell-Spiel aufbricht, stellt der Dichter das so dar³⁹:

³⁶ L. Forrer, Artikel *Eglisau (Herrschaft)* in: *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz* (= HBL) I-VIII, Neuenburg 1921–1934, dort Bd. II (1924) 5.792; Hans Kläui, Wie das Rafzerfeld zum Kanton Zürich und zur Schweiz kam, in: *Wappen – Orte – Namen – Geschlechter*. Festschrift zum 75. Geburtstag von Hans Kläui, Winterthur 1981, S. 205–208

³⁷ Friedrich Vogel, *Memorabilia Tigurina* oder Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, Zürich 1841, S. 111; Hermann Brassel, Vom alten Zoll zu Eglisau, 10. *Neujahrsblatt für Bülach und das Zürcher Unterland* 1939, S. 38–48, dort S. 48; Eberhard Brecht, Als Zürich seine Zölle aufheben mußte, *Zürcher-Chronik* 40, 1972, 107f.

³⁸ Landeskarte der Schweiz 1:25 000, Blatt 1051 *Eglisau*: «Chrüzstrass» zwei Kilometer östlich Glattfelden. Vgl. Abb. 1.

³⁹ SW XVII, 239.4–9; Heselhaus S. 342.15–19; IT/I S. 386.16–20

Vor dem Dorfe sahen wir es bunt und schimmernd von allen Seiten her sich bewegen, und als wir eine Viertelstunde weit geritten waren, kamen wir an eine Schenke an einer Kreuzstraße, vor welcher die sechs barmherzigen Brüder saßen, welche den Geßler wegtragen sollten.

Der Terminus *Kreuzstraße* ist ein Wort, dessen Charakter zwischen Appellativum und Eigenname doppeldeutig bleibt. Während es im Frühneuhochdeutschen auch nördlich des Rheins belegt ist⁴⁰, ist es dort in jüngerer Zeit nicht mehr gebräuchlich und von *Kreuzweg* verdrängt worden; im Schweizerdeutschen begegnet es noch heute wiederholt, und zwar zumeist zur Bezeichnung eines dort gelegenen Gasthauses⁴¹. Wenn Keller den unbestimmten Artikel «an einer Kreuzstraße» gebraucht, läßt das erkennen, daß er das Wort appellativisch als 'Straßenkreuzung' auffaßt⁴². Zugleich bezeugt er, daß damals dort eine Schenke war, in der die sechs barmherzigen Brüder Rast hielten⁴³. An dieser Stelle mußten die von Glattfelden Kommenden nach Norden abbiegen, um über das «nächste(.) Dorf» – das ist Seglingen – das Städtchen Eglisau zu erreichen⁴⁴.

Was Keller sonst noch über die Stadt sagt, die in seinem Tell-Spiel die Rolle Altdorfs übernimmt, trifft genau auf Eglisau zu. Er nennt es «das

⁴⁰ DWB XI (1873) Sp. 2199: Artikel *Kreuzstrasse* 'Scheideweg', 'Dreiweg', 'Kreuzweg' mit Belegen aus dem 16. Jahrhundert (Fischart, Franck, Zimmerische Chronik)

⁴¹ So in Turbenthal (Gasthaus an einer Strassenkreuzung), bei Humlikon (Gasthaus: Landeskarte der Schweiz 1:25 000 Blatt 1052 *Andelfingen*), in Wiesendangen, bei Nürensdorf-Birchwil.

⁴² In der zweiten Fassung ist daraus eine «Schenke an der Kreuzstrasse» geworden; das Appellativum ist auf dem Wege zum Ortsnamen. – In den Protokollen des Strassenbaudepartements aus den Jahren 1840ff. ist die Bezeichnung *Kreuzstrasse* für diesen topographischen Punkt völlig geläufig.

⁴³ Ein Heinrich Glattfelder erbaute 1840 an der Kreuzstrasse ein Haus, das später zur Posthaltereie wurde; an der Kreuzstrasse hielt die Postkutsche der Hauptverkehrslinie Zürich–Schaffhausen. (Harry Nussbaumer, *Glattfeldens Postverbindungen zur Zeit Gottfried Kellers*, Glattfelden 1985, S. 23f., 28–31) – Die heutige Verkehrsregelung hat an der vielbefahrenen Kreuzung der Strassen Eglisau–Bülach und Glattfelden–Rorbas einen Kreisverkehr angelegt und einige der früher dort stehenden Häuser abgerissen, darunter die alte Schenke.

⁴⁴ SW XVII, 239.19; Heselhaus S. 342.28; IT/I S. 386.30

winzige Städtchen, welches nur *einen* mäßigen Platz bildete»,⁴⁵ und meint damit offenbar den Straßenraum zwischen den drei Häuserreihen. Wenn er das Städtchen zuweilen als *Marktflecken* bezeichnet⁴⁶, so ist das durchaus berechtigt; denn Eglisau hat seit alter Zeit bis heute drei Warenmärkte im Jahr: «zu Lichtmeß, zu St. Georgen im April (Jöremäart) und im November den Katharinenmarkt»⁴⁷. Einen Marktplatz hat Eglisau freilich nicht; seine mißverständliche Angabe in der ersten Fassung⁴⁸:

den Markt, oder besser gesagt, den ganzen und einzigen inneren Raum des Städtchens

hat Keller in der zweiten Fassung präzisiert⁴⁹: «den inneren Raum des Städtchens».

Wenn Keller von «einigen Gasthäusern» spricht, so ist das richtig: Eglisau hat deren drei, die «Krone», den «Hirschen» und den «Löwen»⁵⁰. Von den drei Toren Eglisaus waren zwei als Bauten schon im 18. Jahrhundert beseitigt worden⁵¹; die Stellen, wo sie gestanden hatten, waren freilich noch bekannt. Keller denkt an alle drei, ohne sie genau zu kennzeichnen. «Das alte Tor», durch das Heinrich Lee nach dem Abenteuer auf der Brücke in die Stadt einreitet⁵², ist offenbar das Rheintor an der Kirche gewesen. Wenn später die Zuschauer des Spiels vor dem Rathause «zum Tore herein» strömten und der Geßlersche Jagdzug dort «vor dem Tore» hielt⁵³, wenn nach der Apfelschuß-Szene die Menge «aus dem Tore» zum Rütli-Schwur eilte⁵⁴, dann hat Keller

⁴⁵ SW XVII, 242.8f.; Heselhaus S. 344.18; IT/I S. 388.26. – In der zweiten Fassung wird daraus: «die kleine Stadt, welche nur einen mässig grossen Platz bildete» (GKL 27,32f.).

⁴⁶ SW XVII, 242.6; Heselhaus S. 344.16; IT/I S. 388.24

⁴⁷ Brassel, *Eglisau* S. 13

⁴⁸ SW XVII, 248.6f.; Heselhaus S. 348.15f.; IT/I S. 393.1f.

⁴⁹ GKL S. 230.39

⁵⁰ Brassel, *Eglisau* S. 21, 39 und 50

⁵¹ HBLS II, 791; Renfer a.a. O. S. 8

⁵² SW XVII, 242.7; Heselhaus S. 344.17; IT/I S. 388.25

⁵³ SW XVII, 242.26f. und 243.17f.; Heselhaus S. 344.33 und 345.13; IT/I S. 389.7 und 25

⁵⁴ SW XVII, 246.18; Heselhaus S. 347.14; IT/I S. 391.32

das «Wylertor»⁵⁵ beim Rathause in der Nordost-Ecke Eglisau vor Augen.

Als schließlich nach dem Mittagessen Heinrich und Anna «der angenommenen hohlen Gasse» zustrebten und dazu «aus dem Tore» ritten⁵⁶, ist das Obertor im Westen der Stadt gemeint, das bis 1858 gestanden hat. Als Szenerie der Hohlen Gasse haben die Kellerschen Schauspieler demnach den Hohlweg jenseits der Steig in der Richtung aufs Rafzerfeld ausgewählt. Von dort aus konnten Heinrich und Anna ihren Ritt über die Höhe antreten.

In seine Erzählung vom Tell-Fest hat Keller mehrere Nebenhandlungen eingefügt, so die Unterhaltung am Mittagstisch zwischen einem Holzhändler und dem Darsteller des Tell⁵⁷, die Belehrung Heinrichs durch den Statthalter und die Charakteristik dieses Beamten⁵⁸. Abschluß des Volksfestes und Steigerung seines persönlichen Glückes ist dann Heinrichs einsamer Ritt mit Anna über das Land.⁵⁹ Auch bei diesen Episoden spielt das Land um Eglisau mit – mehr, als die Forschung bisher beachtet hat.

Der Holzhändler und Wilhelm Tell diskutieren über die Trassenführung einer neu zu bauenden Straße durchs dortige Land. Keller kennzeichnet das Projekt sehr genau, wenn er schreibt⁶⁰:

Es handelte sich um die Richtung einer neuen Straße erster Klasse, welche von der Hauptstadt her durch diese Gegend an die Grenze geführt werden sollte.

Tatsächlich hat in den Jahren, bevor Keller dieses Kapitel schrieb⁶¹, der Neubau einer Straße in Glattfeldens Nähe die Gemüter erregt, nachdem der Große Rat von Zürich am 21. Dezember 1838 beschlossen hat-

⁵⁵ Vgl. den Plan des Städtchens nach Denzler (um 1830) bei Renfer a.a. O. S. 3 (hier Abb. 5).

⁵⁶ SW XVII, 271.15f.; Heselhaus S. 363.34; IT/I S. 410.4

⁵⁷ SW XVII, 254 – 262; Heselhaus S. 352–357; IT/I S. 397–403; dazu Bernhard Spies, *Behauptete Synthesis: Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»*, Bonn: Bouvier 1978, S. 55–58

⁵⁸ SW XVII, 263–270; Heselhaus S. 358–363; IT/I S. 404–409. Dazu Spies a.a. O. S. 58–61

⁵⁹ SW XVII, 271–281; Heselhaus S. 363–370; IT/I S. 409–417

⁶⁰ SW XVII, 254.21–23; Heselhaus S. 352.29–31; IT/I S. 397.30–32

⁶¹ Keller hat seine Jugendgeschichte, wie aus seinen Briefen an Hettner und Vieweg hervorgeht, in seiner Berliner Zeit niedergeschrieben, und zwar zwischen dem 3. Mai 1850 und dem 16. Dezember 1852. (Vgl. Jeziorkowski S. 99–108)

te, «daß zum Bau und zur Vollendung der neuen Straßenanlagen ein Zeitraum von 10 Jahren festgesetzt sey» und die zu diesem Zwecke nötigen Gelder bewilligt hatte⁶². Vogel zitiert aus einem im Jahre 1839 vom Regierungsrat Bürgi herausgegebenen Bändchen eine Übersicht über die geplanten Haupt- und Landstraßen; dort stehen unter der ersten Rubrik der Hauptstraßen als dritte und vierte die «von Zürich bis jenseits Eglisau» und die «von Eglisau über Rafz bis an die Grenze». In der 1853 erschienenen Fortsetzung berichtet er über den Straßenbau⁶³:

Mit dem Jahr 1841 begann der überaus wichtige Straßenbau durch Eglisau am linkseitigen Rheinufer von der Rheinbrücke bis an den Brunnen zu Seglingen auf 1677 Fuß Länge. (...) Das alte Schloßgebäude nebst Thurm und einige andere dem Staat gehörige kleine Gebäude wurden abgetragen und die Steine zu dem Bau der neuen Straße verwendet. Gleichzeitig begann der Bau der 6900 Fuß langen Strecke der neuen Straße vom Brunnen in Seglingen durch das Wiesenthal bis an die Kreuzstraße nach Glattfelden und wurde 1842 vollendet, so wie auch die Straßenstrecke bis zum Rhein hinab.

Aus der Aufstellung der «Kosten der Straßenbauten von 1832 bis 1850» geht hervor, daß die Hauptstraße «Nr. 2 von Zürich nach Rafz in Unterstraß, Bülach und Eglisau» vor allem in den Jahren 1840 bis 1844 den Haushalt belastet hat; in diese Zeit sind also auch die Bauarbeiten anzusetzen. Ein Plan, den das Staatsarchiv Zürich aufbewahrt, zeigt den Verlauf der alten und der neuen Landstraße zwischen Seglingen und der «Kreuzstraße»⁶⁴; das sind die beiden Trassen, über die sich Wilhelm Tell mit dem Holzhändler streitet. Allerdings ist die Phantasie des Dich-

⁶² Vogel, *Memorabilia Tigurina* (1841) S. 629

⁶³ Friedrich Vogel, *Memorabilia Tigurina* (...) 1840–1850, Zürich 1853, S. 333f. und 370f. – Dasselbe ergeben die «Protokolle des Strassen-Depts.» im Staatsarchiv Zürich (VV III. 2.17–20): Tom XVII 4. Juli 1840–30. Dec. 1840, Tom. XVIII 1. Jenner 1841–30. Juni 1841, Tom. XIX 1. Juli 1841–31. Dec. 1841, Tom. XX (erstes Halbjahr 1842). – Hunziker hat schon 1911 darauf hingewiesen (a.a. O. S. 74): «Auch der Streit zwischen dem Wirt und dem Holzhändler entbehrt nicht der tatsächlichen Grundlage, sondern knüpft an ähnliche Konflikte anlässlich des Baues der Strasse von Zürich nach Eglisau, zu Anfang der vierziger Jahre, an.»

⁶⁴ Staatsarchiv Zürich: Plan A7 (Abgedruckt in: *Zürcher Dokumente. Texte und Bilder* aus dem Staatsarchiv, Zürich und Schwäbisch Hall: Orell Füssli 1984, S. 123), hier Abb. 3. Ein Plan (ohne Beschriftung) von Eglisau und Glattfelden als Kartenprobe für die Topographische Karte des Kantons Zürich in: StA Zürich, Akten NN 86 Fasz.b. – Den kolorierten Plan A 3.24 XXI im Massstab 1:25 000 hat Denzler 1847 aufgenommen.

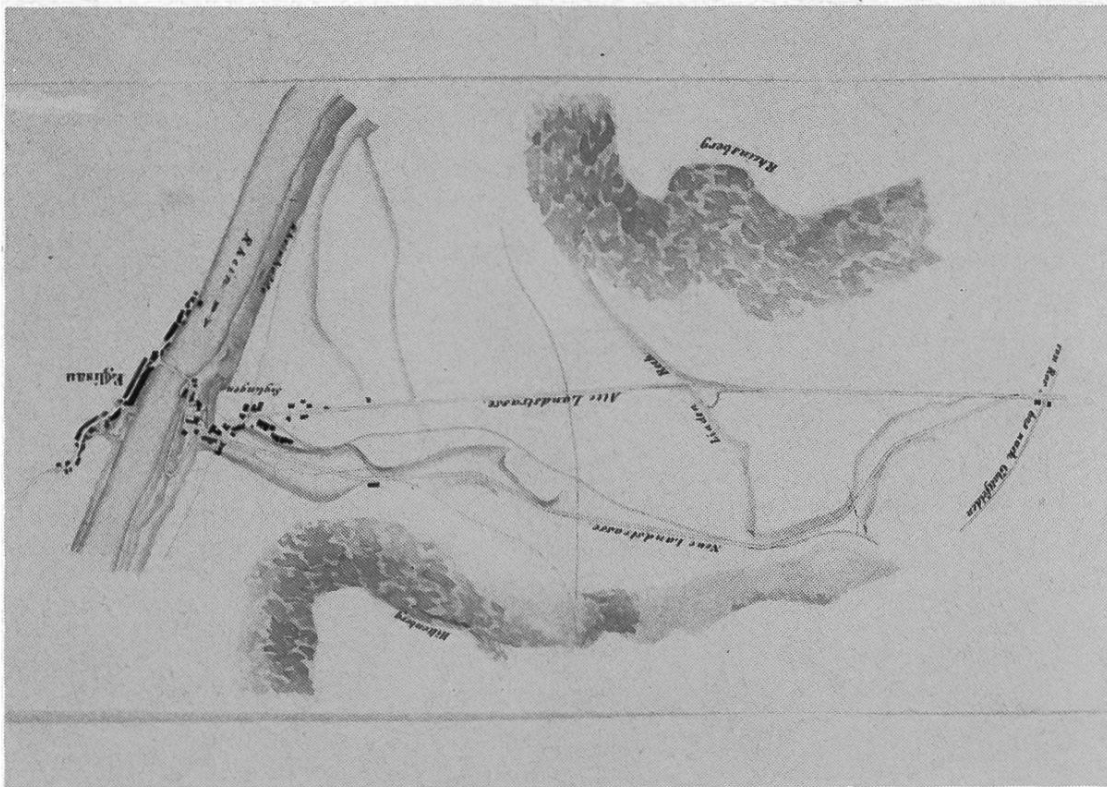


Abbildung 3:
Eglisau, Aufnahme für die Kantonskarte 1843/51.



Abbildung 4:
Ansicht der neuen Kirche mit dem Rathaus.
Anonyme Federzeichnung des 18. Jh.

Das Rheintor am Ende der Brücke und das Wylertor am Rathaus sind deutlich zu erkennen. Auf dem Platz vor dem Rathaus hat Gottfried Keller sich die Apfelschuss-Szene vorgestellt.

ters mit dem historischen Sachverhalt recht frei umgegangen, so daß dazu ein Kommentar erforderlich ist.

Keller hat an dieser Stelle seines Romans einige grundsätzliche Überlegungen zur schweizerischen Demokratie eingebaut; die Meinungsverschiedenheit über die Strassenführung ist dazu nur der konkrete Anlaß. Dem Streit des Leuenwirts, der den Tell verkörpert, mit dem fortschrittlichen Holzhändler folgt die Belehrung Heinrich Lees durch den Statthalter; diesem wird seinerseits die Kritik des moralphilosophisch gesinnten Schulmeisters zuteil, der wiederum den jungen Heinrich nicht ganz zu überzeugen vermag. Keller ging es darum, einerseits die Interessengegensätze zwischen den Gewerbetreibenden der Schweiz darzustellen, andererseits diese wirtschaftlich unabhängigen Männer dem abhängigen Staatsbeamten in der Person des Statthalters gegenüberzustellen. Der Schulmeister, der als letzte Instanz die Abhängigkeit des hohen Beamten als dessen Schwäche aufdeckt, übt dabei, ohne es zu bemerken, Selbstkritik; denn was er von der Existenzsituation des Statthalters sagt, gilt bei Lichte besehen auch von ihm selber.

So hat Keller in die Mittagspause der Tell-Aufführung, zwischen Apfelschuß und Hohler Gasse, seine Reflexionen über die Unabhängigkeit der verschiedenen Staatsbürger eingeschoben und sie durch vier Männer verschiedener Art in einem erdachten Gespräch vertreten lassen. Um dieser Gedanken willen, die ihm wichtig waren, hat er am Anfang des Disputes die zeitgeschichtliche Ausgangslage in mehrfacher Hinsicht umgestaltet, so daß seine Darstellung mit der historisch nachprüfbaren Realität verglichen werden muß.

Von den beiden Straßentrassen, deren eine der Gastwirt, deren andere der Holzhändler aus Geschäftsinteresse bevorzugt, schreibt Keller:

Die eine Richtung ging über eine gedehnte Anhöhe, fast zusammenfallend mit einer älteren Straße zweiten Ranges, mußte aber im Zickzack geführt werden und stellte bedeutende Kosten in Aussicht; die andere ging mehr grad und eben über den Fluß, allein hier war das anzukaufende Land teurer und überdies ein Brückenbau notwendig, so daß die Kosten also sich gleich kamen, während die Verkehrsverhältnisse die Wünschbarkeit ebenfalls ziemlich gleich verteilten.

Die Akten zum Straßenbau Zürich-Rafz, die im Staatsarchiv Zürich erhalten sind⁶⁵, sagen dazu das Folgende:

⁶⁵ StA Zürich: V III 26/1 (Schriftsätze 1840–1842, u. a. Berichte des Strasseninspektors Pestalozzi mit Beilagen)

Um das an die Eglisauer Rheinbrücke auf dem südlichen Ufer anschließende Teilstück der Straße, das im Dorfe Seglingen ein unfallträchtiges Verkehrshindernis darstellte, dem wachsenden Verkehr gemäß auszubauen, hat der Straßeninspektor Pestalozzi am 20. August 1840 dem Großen Rat zwei Projekte vorgestellt, deren eines er das Rheinhaldenprojekt, das andere das Wiesenthalprojekt nannte. Beide Projekte wichen im Dorfe Seglingen vom bisherigen Verlauf der Straße ab⁶⁶. Während nun das Rheinhaldenprojekt, das große Erdbewegungen erforderte, östlich der Brücke die Höhe der Rheinhalde erstieg und dann bald wieder die alte Trasse erreichte, benützte das Wiesenthalprojekt den sanfteren Anstieg des westlich davon in Unterseglingen beginnenden Wiesenthales und umging damit das hochgelegene Oberseglingen. Die Straße hatte dann einen gänzlich anderen Verlauf am Hang des Laubbergs entlang, bis sie an der Kreuzstraße wieder auf die alte Trasse stieß.

Nach der Prüfung zweier weiterer Modifikationen beschloß der Zürcher Große Rat am 25. März 1841, das Wiesenthalprojekt zu verwirklichen. An der abgesteckten neuen Straße begann dann im selben Jahre eine rege Bautätigkeit, die nur dadurch gewisse Unklarheiten bewirkte, daß das Straßendepartement vorübergehend⁶⁷ eine vorher nicht geplante Ausbiegung vorsah, um eine dort stehende Scheune zu umgehen. Unter den Bauherren war auch ein Schenkwirt, der bisher ein Gasthaus in Oberseglingen bewirtschaftet hatte, sich aber jetzt genötigt sah, ein neues Haus an der Talstraße zu bauen. Wegen der strittigen Ausbiegung hat dieser Mann namens Heinrich Schmid am 16. Dezember 1841 eine Eingabe an die Behörde gerichtet, in der er vorbrachte:

Der Unterzogene und seine Vorfahren haben seit uralten Zeiten eine Wirthschaft in Oberseglingen beworben. Weil nun der Straßenzug nicht mehr durch Oberseglingen gehen soll, so bin ich im Fall, um meinen ehrlichen Erwerb nicht zu verlieren, mein dortiges Haus abzusetzen und ein Haus in meinem Baumgarten längs der neuen Straße anzubauen, wofür ich bereits ein Baugespann erichtet habe.

⁶⁶ Der ältere Verlauf ist aus dem von Denzler um 1830 gezeichneten Plan Eglisaus zu sehen: Die Strasse erstieg von Unterseglingen aus ostwärts die Anhöhe nach Oberseglingen und bog dann auf der Hochebene nach Süden ab. (Vgl. Renfer S. 3.) Vgl. Abb. 5.

⁶⁷ Vom 16. Juni bis zum 30. August 1841.

Ob Schenkwirt Schmid sich zunächst für die Erhaltung der alten Straßenführung eingesetzt hat, ist den Akten nicht zu entnehmen; in seiner Eingabe geht es ihm um die genannte Ausbiegung, die ihm das Bauen erleichtern könnte. Seine Existenz-Situation – hier im wirtschaftlichen Sinne verstanden – ist jedenfalls die gleiche wie die des Leuenwirts, die Keller kennzeichnet:

Aber an der älteren Straße auf der Anhöhe lag das Gasthaus des Tell, weit hinschauend und viel besucht von Geschäftsmännern und Fuhrleuten; durch die große Straße in der Niederung würde sich der Verkehr dort hingezogen haben und das alte berühmte Haus vereinsamt worden sein; daher sprach sich der wackere Tell, an der Spitze eines Anhanges anderer Bewohner der Anhöhe, energisch für die Notwendigkeit aus, daß die neue Straße über dieselbe gezogen werde.

Auf den Einwand seines Gegenspielers⁶⁸, des Holzhändlers, antwortet der Wirt genau wie Heinrich Schmid:

Der Holzhändler meinte nun, der Wirt müsse oben seine Hütte zuschließen und einen Gasthof unten an die neue Straße und Brücke bauen, wo noch ein größerer Verkehr zu erwarten wäre, da hier noch die Schiffsleute hinzukämen. Allein der Wirt war der entgegengesetzten Gesinnung. Er saß in dem Hause seiner Väter; es war seit alten Zeiten immer ein Gasthaus gewesen; von seiner sonigen Höhe war er gewohnt, über das Land hinzublicken.

Der historische Gastwirt aus Oberseglingen hat sich der neuen Sachlage anbequemt und in Unterseglingen ein neues Haus gebaut; in Kellers Roman verharret er auf seinem grundsätzlichen Widerspruch und wird so zum Vertreter einer konservativen Haltung, die das von den Vätern Ererbte bewahren will. Darin ist der Dichter von der Realität abgewichen, weil er den Gegensatz zwischen dem Progressiven und dem Konservativen darstellen wollte.

Eine zweite Abweichung besteht darin, daß Keller von einer neuen Brücke spricht. Um den Gegensatz der beiden Männer auf die Alternati-

⁶⁸ Auch der historische Schenkwirt Schmid hatte einen Gegenspieler, und zwar in der Frage der Ausbiegung. Das war der Ladknecht Ulrich Wittweiler, der ihm gegenüber an der Strasse einen Bau begonnen hatte und für sein Gewerbe einen grossen Hofplatz beanspruchte. Ob Keller bei seinem Holzhändler an diesen Ulrich Wittweiler gedacht hat, ist nach der Quellenlage nicht mit Sicherheit zu sagen. Von Wittweiler ist nicht bekannt, dass er Mitglied des Grossen Rates und Kantonsrat gewesen sei, während Keller den Holzhändler das sein lässt.

ve fortschrittlich-konservativ zu reduzieren, läßt der Dichter die Vor- und Nachteile beider Projekte im Gleichgewicht erscheinen; dazu führt er den kostspieligen Bau einer neuen Brücke ein. Das ist dichterische Phantasie; in den Jahren 1840–1842 hat niemand an den Bau einer Brücke gedacht. Die erste Vorlage des Straßeninspektors Pestalozzi sagt dazu einleitend:

Da die Straßen-Anlagen an beiden Ufern sich an die Rheinbrücke, deren Beibehaltung ich voraussetze, anlehnen müssen, so können auch die Straßenprojekte an jedem der beiden Ufer einzeln behandelt und bearbeitet werden.

Beide Straßenpläne führten in Seglingen «im Zickzack», d. h. als Serpentine zum Rhein hinunter auf die Holzbrücke von 1810 zu. Kellers Phantasie hat den Brückenbau von 1917–1919 vorweggesehen. Diese Eingriffe Kellers, deren gestalterische Absicht leicht zu erkennen ist, ändern freilich nichts daran, daß ihm bei der Erzählung vom Tell-Fest der Straßenbau von 1840–1842 bei Eglisau und Glattfelden vor Augen gestanden hat⁶⁹.

Als Schauplatz für das erdachte Gespräch hat Keller sich den Straßenraum einer alten schweizerischen Stadt ausgewählt, wo man an diesem sonnigen Februartag schon im Freien sitzen konnte. Es hat sich herausgestellt, daß er Eglisau vor Augen gehabt hat, als er in Berlin seine Jugendgeschichte niederschrieb. Nach dem Streit des Holzhändlers mit dem Schenkwirt trat plötzlich der Statthalter auf den Plan und ließ sich herbei, den jungen Heinrich Lee wohlgesonnen zu belehren. Da der Dichter diesem Regierungsbeamten eine zugleich freundliche als auch kritische Charakteristik zuteil werden läßt, darf man fragen, ob er dabei an eine bestimmte Person gedacht hat. Welcher Statthalter soll das gewesen sein? Ist aus Gottfried Kellers Leben eine derartige Begegnung bekannt?

Mit dem Ende der alten Eidgenossenschaft war 1798 auch die Herrschaft Eglisau aufgehoben worden. In der Helvetik wurde die Stadt dem Distrikt Bülach, später dem Bezirk Bülach und 1814 dem Oberamt Em-

⁶⁹ Unter den Anträgen, die vorwiegend rechtsrheinische Belange der Strasse in und bei Eglisau betreffen (StA Zürich: V III 26/2) ist auch eine Eingabe des Eglisauer Arztes Johann Heinrich Scheuchzer-Hottinger vom 1. November 1844, in der er namens seiner Schwiegermutter, der Frau Pfarrer Hottinger, wegen eines Baus an den Rheingärten vorstellig wird. Scheuchzer ist Gottfried Kellers Oheim; das zeigt, dass die Neubauten in Eglisau auch den Familienkreis Kellers betrafen.

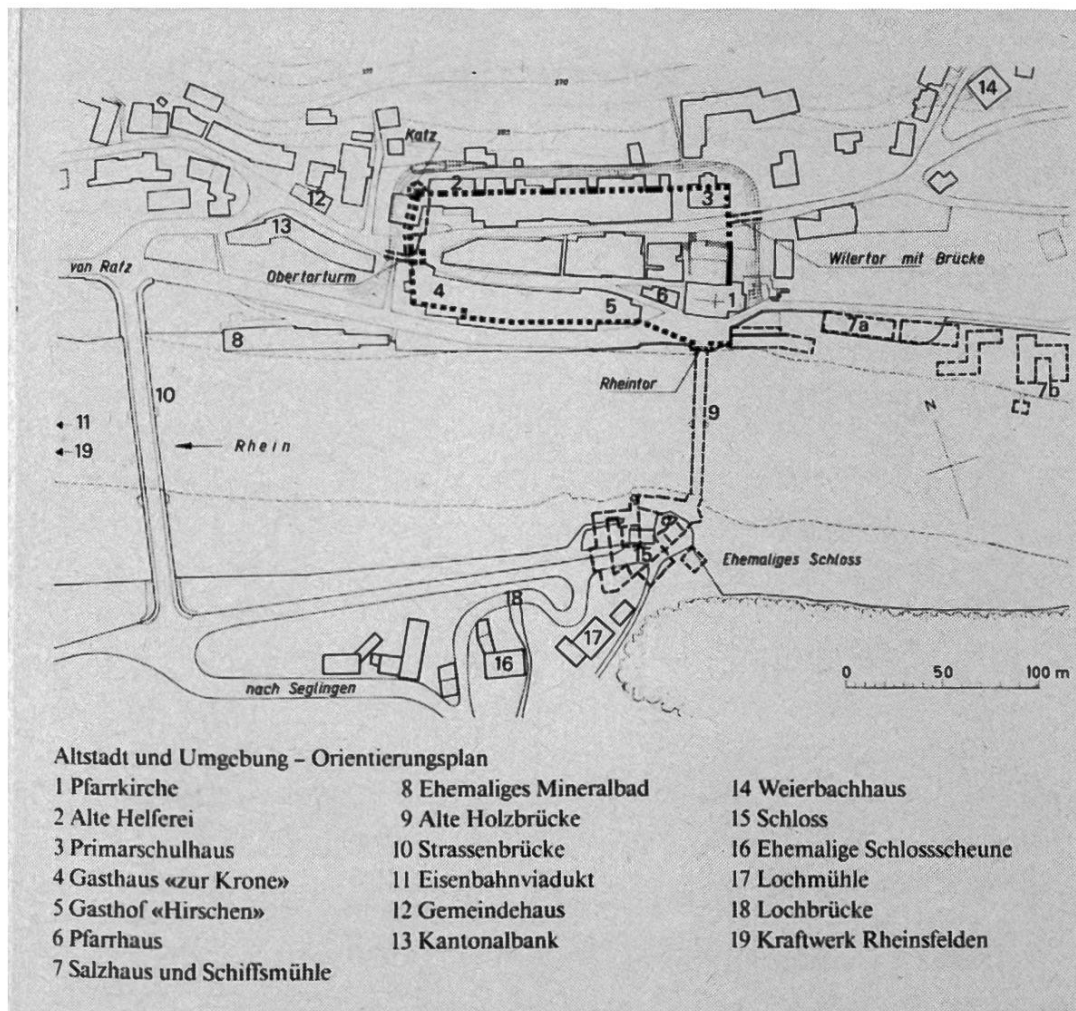


Abbildung 6:
Orientierungsplan.

brach zugeteilt. 1841 gehörte es wieder zu Bülach, dessen Statthalter namens Kern sich in der Frage der Straßenführung in Seglingen zu Wort gemeldet hat. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Gottfried Keller dem damaligen Statthalter von Bülach sein liebevolles Porträt gewidmet haben sollte. Allgemein wird übersehen, daß der letzte Landvogt der Herrschaft Eglisau, der von 1795 bis 1798 im Schloß amtierte und danach vom Volk als «Präsident» zur Weiterführung der Gerichtshoheit gewählt wurde, Salomon Landolt war, der nach seinem früheren Wirkungsfeld als «Landvogt von Greifensee» bekannt und 1876 Held einer Novelle Kellers geworden ist⁷⁰. Landolt war 1818 gestorben, des Dichters Mutter hatte ihn noch gekannt. Seine von Gottfrieds Vater in Alabaster geschnittene Büste nahm als Schmuck einer Stutzuhr im Hause Keller einen Ehrenplatz ein⁷¹.

Es ist nicht zu beweisen, hat aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, daß Gottfried Keller seinen Romanhelden dem letzten Landvogt von Eglisau begegnen und ihm dessen staatsbürgerliche Belehrung zuteil werden läßt, wobei er diesem Mann den moderneren Titel eines Statthalters beilegt. Von diesem Statthalter weiß man, daß er Staatsbeamter geworden ist, weil das väterliche Vermögen verfallen war und ihm die Unabhängigkeit fehlte. Den Mangel eines hinreichenden Vermögens nannte Landolts Biograph David Heß als Grund dafür, daß der Landvogt unverheiratet geblieben sei⁷². Im übrigen läßt Kellers Schilderung den Statthalter mit seiner feinen Wäsche und den goldenen Ringen an der feinen Hand wie einen Vertreter des Ancien Régime erscheinen, der Landolt in der Tat war. In Eglisau hat er bis 1798 residiert, an diesen Schauplatz konnte Gottfried Keller sich das schweizerische Original ebensogut erträumen wie den Volkshelden Tell. Realistische Darstellung des Ortes und historische Phantasie verbinden sich zu einem lebendigen Gemälde.

Nach dem mittäglichen Gespräch aber führt der Dichter Heinrich Lee und Anna zu ihrem einsamen Ritt zum Tor hinaus in die Landschaft:

⁷⁰ Brassel, Eglisau S. 14–16; HBLS II, 792; Hunziker a.a. O. S. 11.

⁷¹ Walter Baumann, *Gottfried Keller. Leben, Werk, Zeit*, Zürich und München: Artemis 1986, S. 19f. – Kellers Taufpate, Junker Gottfried von Meiss, war ein Neffe Salomon Landolts (Ermatinger a.a. O. S. 18f.; Baumann a.a. O. S. 20).

⁷² Ermatinger a.a. O. S. 490f. – Die Biographie von David Hess war 1820 erschienen.

Diese erschien aber durch die Unterbrechungen nur umso stiller und lag mit Feldern und Wäldern friedevoll und doch so freudenvoll im Glanze der Nachmittagssonne, wie im reinsten Golde. Wir ritten nun auf einer gestreckten Höhe (...) und so jagten wir wohl fünf Minuten lang über die einsame Höhe dahin.

Wenn – nach Hans Meier⁷³ – «Keller die Tellspiel-Kapitel zur geistigen und künstlerischen Mitte des ganzen Buches» gestaltet hat, dann ist der Ritt über die einsame Höhe der glückliche Höhepunkt dieses Tages für Heinrich Lee. Der Dichter hat das unüberhörbar gerühmt:

Aber diese fünf Minuten, kurz wie ein Augenblick, schienen doch eine Ewigkeit von Glück zu sein, es war ein Stück Dasein, an welchem die Zeit ihr Maß verlor, welches einer Blume vollkommen glich, einer Blume, von der man keine Frucht zu verlangen braucht, weil die bloße Erinnerung ihrer Blütezeit ein volles Genügen und ein Schutzbrief ist für alle Zukunft.

Auch die «gestreckte(.) Höhe», wo ihm dieser Augenblick zuteil wurde, läßt sich lokalisieren. Allerdings ist zuvor eine mißverständliche Angabe Kellers zu klären, die in seine Ortsangaben nicht recht passen will.

Nach dem Ritt aus dem (Ober)Tor «der angenommenen hohlen Gasse zu», die bei der Steig westlich der Stadt zu suchen ist, hat der Dichter die Episode mit dem «Philosophen» eingeschoben, der Heinrichs frommen Betrug aufdeckte und damit ihn und Anna in arge Verlegenheit brachte. Heinrich hatte vor dem Fest der die Berta von Bruneck spielenden Anna eine Ausgabe des Schillerschen *Tell* zugesteckt, die ad usum Delphini eingerichtet war und die Liebesszene zwischen Berta und Rudenz ausgelassen hatte; da er, der sich als Rudenz ausstaffiert hatte, nun mit Anna in die Einsamkeit reiten wollte, spielte der Philosoph spöttisch auf jene Szene an und ließ Anna seinen vollständigen Schiller-Text lesen, worauf sie errötete.

Die Schlinge kam nun an den Tag, welche ich ihr so harmlos gelegt, der Philosoph rüstete sich sichtbar zu endlosem Unfuge, als Anna plötzlich das Buch zuschlug, es hinwarf und höchst entschieden erklärte, sie wolle sogleich nach Hause. Zugleich wandte sie ihr Pferd und begann feldein zu reiten auf einem schmalen Fahrwege, ungefähr in der Richtung nach unserem Dorfe.

Annas trotzige Absicht, nach Glattfelden heimzureiten, ist an dieser Stelle unmöglich zu verwirklichen. Die beiden finden sich inzwischen nördlich des Rheins westlich von Eglisau, und Anna müßte schon gera-

⁷³ Hans Meier, *Gottfried Kellers «Grüner Heinrich»*. Betrachtungen zum Roman des poetischen Realismus, Zürich und München: Artemis 1977, S. 68.

dezu umkehren, um wieder die dortige Rheinbrücke zu erreichen. Glattfelden lag von ihrem Standort in südwestlicher Richtung hinter dem Laubberg. Die nächste Brücke westlich von Eglisau steht erst in Kaiserstuhl⁷⁴; in das Heimatdorf darüber gelangen zu wollen, wäre mit einem großen Umweg verbunden. Daran dachte Anna bzw. ihr Dichter wohl auch gar nicht. Der Entschluß, «ungefähr in der Richtung nach unserem Dorfe» zu reiten, kennzeichnet nur die Verwirrung des Mädchens, das – topographisch gesehen – nach Norden reitet und bald «feld-ein» «auf einem schmalen Fahrweg» nach Osten umbiegt. Heinrich folgt ihr und ist bald auf der Hochebene südlich des Honegg, wo eine kleine Straße auf Buchberg zuführt.

Auf den sonnenüberfluteten Höhen von Eglisau hatte Keller schon einmal eine glückliche Stunde erlebt, allerdings allein. Von einer Wanderung dort oben hatte er am 2. September 1845 ein Gedicht mitgebracht, das er zuerst in das Skizzenbuch vom Sommer 1845 einschrieb, dann in sein Folio-Schreibbuch übertrug, ehe er später eine Reinschrift anfertigte. Die erste Fassung ist datiert: «im Weinberg von Eglisau d. 2. Sept.», die zweite: «Auf den [Höhen bei] Hügeln von Eglisau; 2. September 1845». Die dritte ist überschrieben: «Morgenlied»⁷⁵.

*Nichts richt mir so die Seele auf
Im langen heitern Tageslauf
Als morgensonnenwärts zu gehen;
Wie blendend sie ins Aug mir bricht,
Ich lieb, mit vollem Angesicht,
Rasch wandelnd, fest in sie zu sehen!*

*Sie überschüttet mich mit Gold,
Das mir von Haupt zu Füßen rollt
Und vor mir her auf allen Pfaden.*

⁷⁴ Es gab allerdings schon 1805 bei Rheinsfelden eine Fähre über den Rhein (Arnold Näf, *Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden*, Bülach: Scheuchzer 1863, Neuauflage Glattfelden 1983, S. 72); doch nichts deutet auf diesen Übergang hin. – Hunziker (a.a. O. S. 37 und 65) erwähnt die Fähre bei Rheinsfelden; doch da er sich das Tell-Spiel in Kaiserstuhl, also am Südufer des Rheins, denkt, braucht Anna den Fluss nicht zu überqueren.

⁷⁵ SW XIII, 47 – Vgl. Hunziker a.a. O. S. 23.

*Wie herrlich ists, mit Berg und Tal
Im einen Meer, im einen Strahl,
Im einen Glanz mich satt zu baden!*

*O wenn einst alles fehlen und
Mißlingen sollt' bis auf den Grund,
Ich wüßst kein schöner End zu finden
Nach so viel Täuschung, so viel Pein
Als, sinkend in den goldnen Schein,
An dieser Sonne zu erblinden!*

Die ersten Fassungen waren kein Morgen-, sondern ein Abendlied⁷⁶:

*Es ist wohl nichts so unbequem
Und doch so schön und angenehm,
Als gen der Abendsonn' zu gehen.*

Gleich geblieben ist die Rede von der als schön empfundenen Sonne; geändert haben sich Tageszeit und Richtung des Wanderns: Der abendliche Gang führt von Ost nach West, der in der Morgenzeit von West nach Ost – genau so wie der Ritt am Februar-Nachmittag. Die Verse:

*Sie überschüttet mich mit Gold,
Das mir von Haupt zu Füßen rollt*

kehren wieder «im Glanze der Nachmittagssonne, wie im reinsten Golde». Die Erfahrung des Sonnenglanzes gilt dem jungen Dichter als so unerhört einmalig, daß er «kein schöner End zu finden» wüßte, als hin-sinkend an diesem Licht zu erblinden. Dann würde auch dieser Augenblick – auf eine andere Weise – zur Ewigkeit.

Es deutet alles darauf hin, daß Keller in seiner Berliner Zeit auch dieses Erlebnis aus Eglisau Nähe nicht vergessen hat; er hat die Erinnerung an das empfundene Glück noch dadurch gesteigert, daß er es jetzt an der Seite des geliebten Mädchens erfährt und statt im beschwerlichen Fußmarsch im beseligenden Ritt. Der Ort, wo er «mit Berg und Tal (...) im

⁷⁶ SW XIII, 384.

einen Glanz» sich badet, ist dieselbe Landschaft, von der aus er bald darauf die Hegau-Berge und die Alpen um sich liegen sieht.

Es ist der nördlich von Eglisau nach Buchberg und zum Hurbig hin sich erstreckende Höhenzug, den Heinrich an Annas Seite entlangreitet – nach Osten hin, wie er es in seinem Morgenlied besungen hat. Wenn man sich auf dieser Hochebene hinter dem Hummelberg dem Hang nähert, kann man Heinrichs Ausblick bestätigen:

Rechts unter uns zog der Fluß, wir sahen seine glänzende Länge hinauf, jenseits erhob sich das steile Ufer mit dunklem Walde,
und nicht weit davon ist die Stelle erreicht, an der man nach Süden hin die Alpenkette und in der entgegengesetzten Richtung die Hegau-Vulkane sehen kann⁷⁷:

darüber hin sahen wir über viele Höhenzüge weg im Nordosten ein paar schwäbische Berge, einsame Pyramiden, in unendlicher Stille und Ferne. Im Südwesten lagen die Alpen weit herum, noch tief herunter mit Schnee bedeckt. (...) Wir sahen alles zugleich, ohne daß wir besonders hinblickten; wie ein unendlicher Kranz schien sich die weite Welt um uns zu drehen.

Dort ist dann auch der Punkt erreicht, an dem die beiden Reiter die Höhe verlassen müssen, wenn sie den Rhein wieder nach Süden – auf Glattfelden zu – überqueren wollen:

als wir allmählig bergab jagten, dem Flusse zu. Aber es war uns nur, als ob wir im Traume in einen geträumten Traum träten, als wir auf einer Fähre über den Fluß fuhren, die durchsichtig grünen Wellen sich rauschend am Schiff brachen und unter uns wegzogen, während wir doch auf Pferden saßen und uns in einem schönen Halbbogen über die Strömung weg bewegten.

Kellers Rede vom geträumten Traum, den er im Traume zu betreten meint, kann nur bedeuten, daß er die märchenhafte Schönheit dieses Ortes betonen will; und jeder, der das alte Tößegg gekannt hat, bevor der Fremdenverkehr es entdeckte, kann ihm nur recht geben⁷⁸.

⁷⁷ Wenn Keller schreibt: «und darüber hin sahen wir...» und damit andeutet, dass er rheinaufwärts nach Nordosten blickt, dann denkt er an den von Rheinau her aus nördlicher Richtung kommenden Fluss, den man vom Murketfeld aus sehen kann. In seiner Erinnerung scheint sich damit der Blick auf den Rhinsberg, also nach Süden, zu vermischen: Dort ist das waldbewachsene Ufer steiler. – Von Buchberg aus sind zu sehen der Hohentwiel (686 m), der Hohenkrähen (642 m), der Mägdeberg (664 m), der Hohenstoffeln (831 m) und der Hohenhöwen (846 m) – von Osten nach Westen.

⁷⁸ Die Fähre bei Tössegg ist alt und schon im ältesten Plan von Buchberg eingezeichnet, der von 1657 stammt und im Museum Allerheiligen in Schaffhausen aufbewahrt wird.

Wenn die beiden «in einem schönen Halbbogen» über den Fluß setzten, dann haben sie offenbar von den beiden südlichen Anlegestellen der Fähre die westliche jenseits der Töß-Mündung angesteuert. Von dort aus erstiegen sie die Höhe des Rhinsberges und wandten sich dann ins Tal der Glatt hinunter auf Glattfelden zu:

Und wieder glaubten wir uns in einen anderen Traum versetzt, als wir, am andern Ufer angekommen, langsam einen dunklen Hohlweg emporklommen, in welchem schmelzender Schnee lag. (...) Wir kamen auf die Höhe und befanden uns in einem hohen Tannenwald.

(...)

Der Wald senkte sich nun auf die andere Seite hin und stand wieder im tiefen Schatten. In der Tiefe sahen wir ein Wasser glänzen und die gegenüberstehende Berghalde, ganz nah, leuchtete mit Felsen und Fichten im hellen Sonnenschein durch die dunklen Stämme.

Dieses Wasser ist «das Flößchen», die Glatt, unweit der Kreuzstraße, und die gegenüberliegende Berghalde gehört zum Straßberg zwischen Hochfelden und Glattfelden.

So kamen wir endlich an das Wasser und sahen nun, daß wir uns bei der Heidenstube befanden, in einem wohlbekannten Bezirke.

Nachdem die beiden dort eine Weile lang geblieben waren⁷⁹, traten sie das letzte Stück des Heimwegs an:

(Reproduktion in *Willkommen in Buchberg* [1985], Einband) – Es gab auch eine Fähre im benachbarten Rüdlingen, bevor dort 1873 die Rheinbrücke gebaut worden ist. Der weitere Ritt Heinrichs und Annas zeigt aber, dass sie diesen Übergang nicht benützt haben. (Herrn Felix Sigrist vom Murkathof danke ich für die freundlich erteilte Auskunft.) – Meier (a.a. O. S. 51) hat vom Ritt der beiden gemeint: «Die Wirklichkeit lässt sich kaum mehr vom Traum unterscheiden.» Und: «Durch die besonderen Umstände des Ritts wird der erste Teile des Weges ins Traumhafte gehoben.» Obwohl Keller hier vom geträumten Traum spricht, ist die Wirklichkeit seiner realistischen Landschaftsdarstellung sehr genau zu erkennen.

⁷⁹ Offensichtlich hat Gottfried Keller die Heidenstube an anderer Stelle angesiedelt als die heute in Glattfelden herrschende Meinung: Für ihn liegt diese Höhle an der Glatt, wie auch aus dem dritten Kapitel des zweiten Bandes (IT/I S. 271–273) und dem dritten Kapitel des dritten Bandes (IT/II S. 73–76) hervorgeht. Die Mehrzahl der Glattfeldener folgt nicht ihm, sondern dem Verfasser der Ortsgeschichte Arnold Näf (a.a. O. S. 96), der die Heidenstuben (im Plural) am jenseitigen Abhange des Laubbergs im Rheintal sucht. So zitiert Hunziker (a.a. O. S. 76) Näfs Angabe und will sie mit Kellers Darstellung vereinbaren (vgl. ebd. S. 47 und 37). Auch der Ortsplan: 1:5000 der Gemeinde Glattfelden (Ausgabe 1983) nennt den Flurnamen *Heidenstuben* am Nord-

Die Pferde hatten längst zu trinken aufgehört und standen verwundert in der engen Wildnis, wo sie zwischen Steinen und Wasser keinen Raum fanden zu stampfen oder zu scharren; ich legte ihnen das Gebiß an, hob Anna auf den Schimmel und denselben führend, suchte ich auf dem schmalen, oft vom Flüßchen beeinträchtigten Pfade so gut als möglich vorwärts zu dringen, während der Braune geduldig und treulich nachfolgte. Wir gelangten auch wohlbehalten auf die Wiesen und endlich unter die Bäume vor dem alten Pfarrhause.

Damit ist der Kreis geschlossen: die beiden sind nach Hause zurückgekehrt.

Es bleibt noch der Schauplatz zu bestimmen, auf dem zu abendlicher Zeit «eine verfallene Burgruine» zum Zwinguri erwählt und ein großes Freudenfeuer abgebrannt wurde. Der dorthin eilende Heinrich begegnet «gleich vor dem Dorfe» dem heimkehrenden Schulmeister; da dessen Wagen aus Eglisau kommt, ist diese Stelle am östlichen Ausgang Glattfeldens zu suchen. Von dorthier war der Weg nicht mehr weit bis zum «höchsten Punkte einer Bergallmende», wo die Ruine stand. Der Ort ist wohl auf dem Laubberg zu suchen, auf dessen östlichem Ausläufer im *Altenhau* der höchste Punkt liegt. Von einer Burgruine ist dort freilich nichts bekannt; auch ist die Fläche heute bewaldet und kein «bräunliche(r) Boden mehr»⁸⁰.

hang des Laubbergs beim *Paradisgärtli*. (Die Felskante liegt dort 120 m über dem Rheinbett). Wie Anna und Heinrich dort auf ihrem Heimweg gerastet haben sollen und Judith dort – nach Keller «im Waldbache» – gebadet haben soll, ist allerdings rätselhaft. – Ermatinger (a.a. O. S. 292) meint, Keller habe die Heidenstube an den Unterlauf der Glatt zwischen Glattfelden und dem Rhein verlegt, wo sie nicht sei. – Übrigens gibt es noch heute an der Brunnenhalden unterhalb Schachen vom Wald überwachsene Gesteinsmulden, die der Volksphantasie früherer Zeiten Anlass zu ätiologischen Sagen gegeben haben können. Sie sind auf jeden Fall deutlicher auszumachen als die kaum erreichbaren und auch kaum noch zu erkennenden Stellen unterhalb des *Paradisgärtli*. Unweit der Brunnenhalde auf Bülacher Grund hat die «Teufelsbrücke bei Bülach» über die Glatt geführt, die der junge Keller gezeichnet hat. Dieser Bereich Glattfeldens ist für ihn offenbar von besonderem Reiz gewesen.

⁸⁰ Arnold Näf (a.a. O. S. 31ff.) gibt keine Auskunft darüber, wo Glattfeldens Bergallmende gelegen hat. Eine Burgruine in Glattfeldens Nähe hat Keller einmal in seinem Schulaufsatz von 1832 erwähnt, in dem er über seine Sommerferien in Glattfelden berichtet (unveröffentlicht; Original Zentralbibliothek Zürich: Ms. GK 8 a. 1). Am Sonntag, dem 31. Juli 1832, machte er mit der Familie seines Oheims einen Spaziergang nach Rheinsfelden: «auch gingen wir auf die Ruine des alten Schlosses Rheinsfelden, wovon aber sehr wenig mehr zu sehen ist». Diese Ruine kommt aber als

Wenn nach dem Hereinbrechen der Nacht das Volksfest sich verläuft, wählen die einzelnen Gruppen wieder Eglisau als Ziel:

*Doch als das Feuer zusammenfiel, lösten sich die verschlungenen Menschenkränze und begannen in großen und kleinen Gruppen dem Städtchen zuzuziehen, wo auf dem Rathause sowie in einigen Gasthäusern Pfeifen und Geigen sie erwarteten*⁸¹.

Unter diesen ist auch Heinrich Lee, der das Volksfest mit der Tell-Aufführung auf seine Weise beendet und auf diesem Höhepunkt seiner Jugendgeschichte in Glück und Verwirrung mit dem heimatlichen Lande verbunden ist.

Zwinguri Glattfeldens nicht in Betracht, weil sie westlich des Dorfes liegt und keine «weite Aussicht ins Gebirge hinüber gewährt». Der Rheinsberg aber, auf dem eine Zürcher Hochwacht gestanden hat (Näf a.a. O. S. 61), lag nicht in Glattfeldens Gemarkung, konnte also nicht dessen Allmende sein.

⁸¹ Im Rathaus von Eglisau wurden seit alter Zeit «Trünke und Mahlzeiten gehalten» (Näf a.a. O. S. 36).